

„Gott wird immer unwichtiger“

Brauchen Menschen in den modernen Gesellschaften die Religion einfach nicht mehr? Sind sie auch ohne Glauben glücklich? Im Interview mit Andreas Wiedenhaus spricht der Priester und Theologe Professor Jan Loffeld über die Kirchenkrise, die Bemühungen um Reformen und den europaweiten Trend zur Säkularisierung.

Herr Professor Loffeld, die Kirche verliert gerade extrem an Rückhalt in der Gesellschaft und versucht, mit Reformen gegenzusteuern. Für wie erfolgversprechend halten Sie das?

An erster Stelle muss die Frage stehen, wofür die Reformen eigentlich da sind. Es gilt grundsätzlich die Formel, dass sich die Kirche immer reformieren muss. Der konkrete Anlass für die aktuelle Reformdebatte in Deutschland war nicht die Austrittswelle, sondern der Missbrauchsskandal. Das muss man auseinanderhalten. Reformen sind aufgrund des Missbrauchsskandals absolut notwendig. Das heißt in diesem Fall, dass sich die Kirche reformieren muss, um den Betroffenen des Missbrauchs gerecht zu werden und sexuellen Missbrauch aus ihren Reihen zu verdammen oder mit allen Mitteln zu verhindern. Das muss Ziel aller Reformen sein und nicht das eigene Image.

Trotzdem hängt ja beides zusammen, letztlich geht es um Glaubwürdigkeit.

Aus meiner Sicht dürfte die Wirksamkeit dieser Reformen für die Bindekräfte an die Institution aus soziologischer Sicht eher gering sein. Dass sich überprozentual viele Menschen für ein Bleiben in der Kirche entscheiden beziehungsweise zurückkehren, weil diese sich reformiert, halte ich für eher unwahrscheinlich. Mögliche Reformen dahingehend zu instrumentalisieren, dass die Kirche in der Gesellschaft wieder mehr Ansehen gewinnt, empfinde ich überdies als schwierig. Denn dann ginge es – wie auch vorher schon – vor allem um das eigene Bild nach außen.

Also laufen die Hoffnungen in dieser Richtung ins Leere?

Da muss man differenzieren: Für Menschen, die sich zum inneren Kreis der Kirche zählen, die sich dort engagieren, würden sich die Bleibekräfte – so möchte ich es nennen – erhöhen. Allerdings bewegen wir uns hier im niedrigen einstelligen Prozentbereich. Bei denjenigen, die sich innerlich schon distanzieren haben, sehe ich das nicht. Ihnen sind innerkirchliche, sogar konfessionelle Unterscheidungen immer unbekannter. Wir haben es gesamtgesellschaftlich gesehen mit einer Entwicklung zu tun, die es spätestens schon seit den 1920er-Jahren gibt und deren kulturgeschichtliche Wurzeln noch sehr viel älter sind. Das, was wir Gott nennen, worauf die Religionen abzielen, wird für den Lebensvollzug der Menschen schon seit einigen Hundert Jahren kontinuierlich unwichtiger. Dieser Prozess ist sehr viel länger im Gange als die Glaubwürdigkeitskrise der Kirche.

Die hat nicht mit dem Missbrauchsskandal begonnen, oder?

Sie hat ihren Anfang spätestens in den 1960er-Jahren, etwa mit der Enzyklika „Humanae Vitae“. In den 1970er-/1980er-Jahren kam dann der Begriff der „Communio“ auf, mit dem man Hoffnungen auf die Lösung der Glaubwürdigkeitskrise verband. Heute, habe ich den Eindruck, sieht man diese Lösung in der „Synodalität“. Sie soll alles retten. Diese Begriffe sind so etwas wie „Wanderdünen“ oder Tanker, die jeder auf seine Weise füllt, um zu Problemlösungsformeln zu werden. Das ist eigentlich schade, denn gerade Synodalität bietet inmitten der derzeitigen Transformationen ein hohes Potenzial. Aber die Schwierigkeiten sind zu komplex, als dass man sie mit einer Formel oder einer Reform aus

der Welt schaffen könnte. Ich wohne in Utrecht; dort gibt es Pius-Brüder, Alt-Katholiken, es gibt den protestantischen Dom, die katholische Kathedrale. Wenn Sie am Sonntagmorgen in diese Kirchen gehen, sehen Sie, dass das Problem überall gleich ist: Es kommen wenige Gläubige. Auf der anderen Seite sind hier in Utrecht die englischsprachigen Gottesdienste gut besucht. In einem Land wie Holland ist das Christentum neben einigen Jüngeren, Überzeugten und Bekehrten stets mehr über Migranten präsent, über Menschen, die ihren Glauben mitbringen.

Wird das auf Dauer so sein?

Es wird interessant sein zu sehen, ob sich in diesen Familien die Säkularisierung auch so stark durchsetzt oder ob die Haltung die sein wird, dass man sein Christentum stärker betont. Das Gleiche gilt für Muslime oder jüdische Gemeinden.

Sonst hat man den Eindruck, dass die Säkularisierung immer schneller voranschreitet.

Ja und nein. Vielleicht nehmen wir sie auch nur stärker wahr. Unser Blick hat sich geschärft. In den vergangenen zwei Jahren hat das sicherlich die Pandemie ermöglicht.

In Bezug auf den Gottesdienstbesuch auf jeden Fall.

Ja, und zugleich geht es um mehr: Aus der Religionssoziologie wissen wir, dass Gott als Person für immer mehr Menschen keine Größe mehr ist. Die Relevanz des Glaubens hängt aber genau an diesem Du, das ich ansprechen kann. Und nicht nur das: Alles, was mit Religion zu tun hat, landet bei der Frage, was Menschen im Leben wichtig ist, auf den hinteren Plätzen. Wenn es um Gott geht, hört man zum Beispiel, dass Menschen eher an eine „Energie“ glauben. Doch diese Ansicht verflüchtigt sich, wie man aus der Vergangenheit weiß, voraussichtlich innerhalb von ein oder zwei Generationen. Daraus wird bei Kindern und Enkeln dann zumeist Gleichgültigkeit. In Holland haben die Bischöfe in den 1990er-Jahren angesichts dieser Entwicklung ein Wort geprägt, das übersetzt „Etwasismus“ lautet – nach dem Motto „Etwas muss es geben“. Doch auch dieses Phänomen hatte wenig Substanz, es verschwand von einer Generation zur nächsten.

Braucht das der „moderne Mensch“ nicht mehr?

Da ist der Begriff „der moderne Mensch“ schon problematisch, weil wir es nicht mit einer homogenen Gruppe zu tun haben. Unabhängig davon ist es eine Tatsache, dass die Gruppe derjenigen, für die Glaube und Religion keine beziehungsweise abnehmende Relevanz besitzen, die größte ist. Ohne das jetzt schönreden zu wollen, ist es meiner Meinung nach schon ein wichtiger Schritt, wenn wir als Kirche anerkennen, dass der Mensch den Glauben als existenziellen Fluchtpunkt wählen kann, aber nicht muss. Wenn man akzeptiert, dass man auch ohne Gott glücklich sein kann, erst dann wird der Glaube an Gott auch authentisch und frei. Dann ist er eben nicht mehr ererbtes Kulturgut, sondern vielmehr persönlich angeeignet. Mit einer solchen Haltung hat mancher womöglich Schwierigkeiten, etwa bei der Frage, ob wir dann noch missionieren müssen. Den Missionsgedanken würde ich gar nicht beiseiteschieben, aber er meint dann viel mehr persönliches Zeugnis.

Was heißt das dann in der Konsequenz?

In gewisser Weise wird der christliche Universalismus – der Anspruch, für alle Menschen zuständig zu sein – außer Kraft gesetzt. Und da sind wir an einem Punkt, wo wir den Universalismus neu denken könnten: Der Anspruch, dass alle Christen werden sollen, ist – zumindest derzeit – empirisch unrealistisch. Eher muss es darum gehen,

dass das Evangelium überall präsent und antreffbar ist, dass alle überall Christen werden könnten, wenn sie möchten. Das war übrigens das Bild der Urkirche.

Ist das mit Blick auf die katholische Kirche in Deutschland nicht ein Wandel, der an die Substanz geht?

Letztlich geht es um das Kirchenbild beziehungsweise um die Frage, welche anderen Kirchenbilder es geben könnte, die realistisch sind, nicht depressiv machen oder nicht nur von Zahlen getrieben sind. Das volksskirchliche Bild, nach dem Christentum und Kultur eine Einheit sind, ist noch sehr präsent. Aber diese Sichtweise ist heute unter anderem geprägt von den Baby-Boomern, den geburtenstarken Nachkriegsjahrgängen. Wenn Sie schauen, wer aktuell Bischof oder Pfarrer ist, wer im Laien-Katholizismus aktiv ist, wer die katholische Kirche repräsentiert, dann ist das in der Mehrheit die letzte noch übergreifend kirchlich sozialisierte Generation. Da gab es umfassende Jugendarbeit, da hat es die Kirche noch einmal geschafft, sehr viele Menschen – auch im Sinne eines kritischen Katholizismus – zu prägen. Danach bricht das ab. Die Baby-Boomer waren immer viele, für sie heißt „viel gleich gut“. Wenn etwas weniger ist oder wird, gibt es bei diesen Jahrgängen schnell die Vermutung, dass da etwas nicht stimmt.

Welche Auswirkungen hat das?

Die Ideen, die von dieser Generation erarbeitet wurden, haben viele Früchte gebracht, aber vieles wird für die Zukunft nicht mehr tragen. Gleiches gilt auch für das Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Dieses Konzept der „Kooperativen Trennung“ zum Beispiel bei Schulen, Theologischen Fakultäten oder der Kirchensteuer stammt aus den 1950er-Jahren, einer Zeit, als rund 90 Prozent der Deutschen zu einer der beiden großen Kirchen gehörten und 91 Prozent sagten: „Ich glaube an Gott.“ Das wird sich wandeln.

Gerade erst hat das Zentralkomitee der deutschen Katholiken die wegbrechenden Kontakte zur Politik beklagt, trotz des Umzugs nach Berlin.

Wenn man auf den letzten Michaels-Empfang der katholischen Kirche in Berlin blickt, dann wird das überdeutlich: Die Bundesregierung war durch Staatssekretäre vertreten, nicht durch Minister. Vorletztes Jahr noch kam Angela Merkel. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, dass Religion und Kirche gesellschaftlich eine andere Rolle bekommen. Und je mehr jüngere, religiös weniger berührte Politikerinnen und Politiker in Spitzenpositionen kommen, desto deutlicher wird dies sichtbar werden.

Wie könnte Kirche diesen „Wandel zum weniger“ gestalten? Sie reagiert bekanntermaßen nicht von heute auf morgen.

Ein Vor- und Nachteil von Institutionen ist, dass sie nicht alles sofort mitmachen. Abgesehen davon braucht so ein epochaler Prozess seine Zeit. Wichtig ist, dass man den Rückbau nicht ohne Aufbau durchführt. Wir erleben gerade die Diskrepanz, dass wir als Kirche noch genug Geld haben, es aber an Menschen mangelt. Die Lücke, die da klafft, macht uns unzufrieden, schöner wäre es andersherum: volle Kirche und weniger Geld. Dieses Missverhältnis der Ressourcen bedingt meines Erachtens die aktuelle depressive Stimmung stark mit.

Wie kann denn in dieser Situation ein Aufbau aussehen?

Ein Bischof hat mal das Bild geprägt von der Volkskirche als Baum, der gerade fällt. In Holland ist er schon umgestürzt, in Deutschland versucht man mit den verschiedensten

Mitteln, das zu bremsen. Wenn wir, wie dieser Bischof sagte, aber nur auf den Baum starren, sehen wir die vielen Pflänzchen, die in seinem Schatten wachsen, gar nicht. Konkret heißt das, ohne Scheuklappen zu gucken, was es alles gibt. Sicher, da sind die neuen geistlichen Gemeinschaften, aber nicht nur sie. Es gibt aktuell etwa auch viele Reformbewegungen, die ebenfalls einen eigenen Spürsinn besitzen, oder Initiativen junger Leute. All dies gilt es zu unterstützen. Wichtig werden für die Zukunft daher eine kirchliche Diversitäts- und sogar Ambiguitätskompetenz sein. Zugleich wissen wir: Überall dort, wo Menschen durch den Glauben Heilung, Hoffnung und Perspektiven für ihr Leben finden, wird er relevant.

In Holland ist der Baum schon gefallen, sagten Sie. Lässt sich das so auf Deutschland übertragen? Gehen die Holländer gelassener mit solchen Entwicklungen um?

In Holland gab es schon immer eine große Diversität in Sachen Lebens- und Weltanschauungen, die sich untereinander arrangieren mussten. Weil man wusste, dass man ideologisch nicht zueinanderkommt, hat man sich pragmatisch geeinigt. Man musste halt in diesem kleinen Land miteinander klarkommen, vor allem, wenn „das Wasser kam“. Was stimmt, ist, dass man bei manchen Entwicklungen wie zum Beispiel einer gesetzlichen Regelung der Euthanasie viel früher dran war. Man kann in Holland vielleicht sehen, wie es werden könnte in Deutschland. Gleichzeitig kann man daraus seine Lehren ziehen: Denn die katholische Kirche in Holland sieht sich eher als „heiligen Rest“, als eine Art Opposition zur neoliberalen Mehrheitsgesellschaft. Das Christentum ist allerdings immer alternativ gewesen. Die Frage ist, wie krass diese Alternative aussehen kann und muss. In Deutschland könnte es auch die „inklusive“ Variante geben, bei der man im Austausch mit der Gesellschaft steht und positiv auf sie blickt. Diese Chance sehe ich mit dem Synodalen Weg aktuell für Deutschland, wenn wir uns nicht zerstreiten. In Holland gab es Ende der 1960er-Jahre einen synodalen Prozess, der allerdings mit einer hohen Polarisierung innerhalb des Katholizismus endete. Ein bisschen habe ich diese Befürchtungen für Deutschland auch.

Aber die Hoffnung überwiegt?

Der Punkt ist, welche Ziele man hat. Wenn man sich wünscht, dass es wieder so wird wie früher, schafft man sich Probleme, die nicht sein müssten. Die Frage ist, ob wir diese derzeit sichtbare Kirche retten, also jene Institutionswerdung des Glaubens, wie sie sich gegenwärtig zeigt, oder ob es uns um die Präsenz und Wirksamkeit des Evangeliums geht. Dazu ist die Institution wichtig, allerdings kein Selbstzweck. Ich habe die große Hoffnung, dass es mit dem Evangelium weitergeht, dass es immer wieder Menschen gibt, die sich dafür begeistern, es weitertragen. Denn das ist der Sinn von Kirche als „Sakrament des Heils“. Dass es mit jener spezifischen institutionellen Verfasstheit des Glaubens weitergeht, wie wir sie in Deutschland haben, glaube ich nicht. Aber das muss es auch nicht. Dieses Modell hatte seine Berechtigung, in Zukunft wird sich das Evangelium andere Weisen der Präsenz und Wirksamkeit suchen und sie finden.